

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1932**

210 (10.9.1932) Unterhaltung und Wissen



# Wunderkalkulation und Wissen

## König Vielfrass

Von George Slocombe (Paris)

Am Schatten von Bosios Reiterstandbild Ludwig XIV. in Paris gibt es ein kleines Restaurant, das sich „Le Roy Gourmet“ („König Feinschmecker“) nennt. Nichts ist lächerlicher als diese Bezeichnung. Denn Feinschmeckerei hat nicht das Geringste zu tun mit dem unerlässlichen Begehren nach Nahrung, das den „Sonnetkönig“ besaß. Er war nicht einmal ein Vorkostler, sondern ein — Vielfrass. Noch im Alter, in steter Angst vor dem Tode und von seinem unerlösten Leibarzt Fagon im Zaume gehalten, verschlang der königliche Patient täglich eine Taubenbrust und drei gebratene Hühner. Noch in seinem letzten Lebensjahre begann und endete jede seiner Mahlzeiten mit einer gewaltigen Menge geistiger Früchte, Salat und Süßspeisen. Auf ihn ist die Einführung des „entremet“, des Zwischengerichtes, in die französische Küche und auf eine seiner Favoritinnen, Madame de Montespan, die der Cismachine zuzurechnen ist.

Rein Porträt eines Königs wirkt abstoßender als das Ludwig XIV. bei Tisch. Er nahm, wie es damals Sitte war, um ein Uhr mittags sein Dinner ein. In seinen letzten Lebensjahren durfte er während des Vormittags nichts anderes als eine Tasse aufgeschobenen Salbetees und Zimtpfahnen zu sich nehmen, mit denen seine Tassen stets gefüllt waren. Er aß stets in seinem eigenen Zimmer und sah dabei mit seinen hochmütigen und verdrossenen Augen aus dem Fenster, durch die man den Ausblick auf die prunkvolle Avenue hat, die vom Versailleser Schloß nach Paris führt. In der Abgeschiedenheit dieses Raumes entkündigte er sich für die Diätvorschriften, an die er sich nach dem einstufigen Rat aller seiner aufeinander folgenden Leibärzte am Nachmittag halten sollte. Gerührt vom Bericht verschwand in seinem geräumigen Magen. Eine seiner Wirtinnen schrieb von ihm: „Ich habe, und zwar oft, den König unter verschiedenen Suppen, einen ganzen Fasan, ein Rehohörn, eine große Schüssel Salat, gebratenes und mit Knoblauch gemürxtes Hammelfleisch, zwei dicke Scheiben Schinken, eine Platte Pasteten und herumgeleiteten Seehunden gesehen.“ — Fische war von dem strengen Fagon dem des Königs Tafel verboten worden, obwohl der Kronprinz ihn sehr gern aß. Auch die von La Quintinie in den Gärten von Versailles gezogene Gemüse wurden dem König von seinem Leibarzt verboten.

Ein Einfall rühmte moderne Feinschmecker Fagon besonders nach. Er rumpelte über den süßen Champagner, den sein Patient liebte. Die Stirn und ließ ihn durch Burgunder ersehen. Aber er konnte den nach Süßem gierigen König nicht dazu bewegen, an diesem edlen Wein Geschmack zu finden. Ludwig XIV. sei kindlich sein süßer Sirup verabscheut, mit seinem durch die orientalischen Gewürze, die jeder Speise beigelegt werden mußten, stets entzündeten Magen und seinen durch das viele Süßigkeitenessen verursachten Gammeln bis zu sein Ende an seinen geistigen Zuckersüßigkeiten fest. Genau so, wie keine Schmeichelei zu die aufgetragenen, seine Lobpreisung zu honigtriefend sein konnte, als daß Ludwig XIV. nicht als ihm rechtens gehörend aufgenommen hätte, genau so konnte keine Speise allzu gewürzt und kein Getränk so abstoßend süßlich sein, als daß sie seinen abgestumpften Gaumen angewidert hätte.

Es wird erwähnt, daß er allein spelte. Doch in ein Tischgespräch — sein Bruder Philippe — ward gelegentlich zur königlichen Tafel zugezogen. Dieser Bruder übertraf noch den königlichen Vielfrass, Saint Simon erzählt von ihm, daß er „auf einen Tisch“ einen ganzen Schinken, ein Duzend Schneepfen, eine Suppenkassole voll Mandelbrot, zehn mit Früchtmus gefüllte Pasteten und zu guter Letzt 10 Hühner, als auf dem Tische stand, zu verschlingen pflegte.

Während der König sein Mittagessen in strenger Abgeschlossenheit einzunehmen pflegte, spielte er abends angezogen die ganze Hofes. An Maria gestattete er sich allerdings läppische Freiheiten mit den Damen, die zu seiner Tafel zugezogen waren. Der „Sonnetkönig“ liebt geschäft mit Brotkrumen, bombardierte seinen Hof mit diesen Brotkrumen und ließ sich sogar dazu herab, sich ebenfalls herunter zu lassen. Manchmal traten Kefel und Drangen an die Stelle der Brotkrumen. Einmal rächte sich Fräulein de Bautois, Kammerdame der Princesse de Conti, der Tochter des Königs, durch

einen besonders gelungenen Schuß der Majestät zur Verzweiflung getrieben, an ihrem Beiniger, indem sie eine „Schüssel von Salat.“ Heute liegt Schloß Marly, einstmals Schauplatz dieser Szenen, verlassen da; kein Stein steht auf dem anderen. Und Versailles, prächtigstes Denkmal des sonnenköniglichen Glanzes, erstarrt in ländlicher Bornehmheit. Mit seinem holprigen, moos-

bewachsenen Schloßhof, seinen staubigen, von den Schritten der Fremdenführer und Touristen widerhallenden Wandelgängen, seinen endlosen, mit den bemalten Gipsfiguren seiner Könige vollgepropften Galerien und seinen traurigen, ausgebeuteten Terrassen starrt es leblos zur Sonne und zu den Wolken empor gleich der verblähten Marmorinsel einer leeren Gruft.

(Einzig autorisierte Uebersetzung von Leo Kortan.)

## Die Geburt der Planeten

Die durch wertvolle Hilfsmittel und immer neue und bessere Methoden unterstützten wissenschaftlichen Forschungen haben in den letzten Jahren gerade auf dem Gebiete der Astronomie zu ganz neuen Erkenntnissen geführt. Aus zahllosen sich aneinander reihenden Einzelbeobachtungen und Untersuchungen entstieg ein immer größer, immer vollkommener werdendes Bild vom Bau der Welt. Sehr wertvoll ist es dabei auch, daß sich heute mehr denn je die verschiedenen Gebiete der Wissenschaft gegenseitig unterstützen und ergänzen. Die Astronomie ist ja schon lange keine unabhängige Wissenschaft mehr, sondern steht mit verschiedenen Forschungsrichtungen in engem Zusammenhang. Das Spiel und die Eigenschaften der winzigen Bausteine aller Stoffe, der Atome, die dem Physiker und Chemiker im Laboratorium untersucht werden, können auch auf den Sternen beobachtet werden, sogar unter Bedingungen, wie sie in den irdischen Laboratorien niemals geschaffen werden können. So werden die Sterne für die rassisten Forscher zu gewaltigen Hochöfen, in denen Mutter Natur selbst experimentiert und mit Temperatur- und Druckgraden arbeitet, deren Erzeugung dem Bewohner der Erde niemals möglich sein wird. Außerst interessante physikalische Vorgänge können auf diese Weise ermittelt werden, und der Astronom kann seinem Kollegen, dem Physiker, wertvolle Mitteilungen für die Laboratoriumsarbeit machen. Umgekehrt können die Arbeiten des Physikers und Chemikers für die Beobachtungen des Astronomen von unschätzbbarer Bedeutung sein. So haben die modernen Forschungen zu einer geradezu stürmischen Entwidlung des astronomischen Weltbildes und zu ganz neuen Anschauungen über das Werden der Welten geführt.

Die Kant-Laplace'sche Rebehypothese, die eine Erklärung für die Entstehung der Sonnen und Planeten geben sollte, ist heute vollständig überholt. Der junge Immanuel Kant hatte sich im Jahre 1755 („Naturgeschichte des Himmels“) ein Urchaos vorgestellt, das sich zu rotierenden Nebeln verdichtete. Einen dieser Nebel betrachtete er als die Ursonne, um die sich durch die Verfestigung abgekühlter Gasmassen die Planeten bildeten. Laplace führte diesen Gedanken 1796 mathematisch noch weiter aus und zeigte, wie eine rotierende Gasmasse, die sich bei zunehmender Zusammenziehung schneller und schneller dreht, abplattet und zuletzt eine linienförmige Gestalt annehmen muß. Die in die Äquatorregione hinausgeschleuderte Materie oder die bei der Einschümpfung der Hauptmasse zurückgebliebenen Gasreste verdichteten sich dann und bilden die Planeten. Wichtigste Bedingung für die Entstehung der Planeten umkreisenden Satelliten (Trabanten). Moderne Forschungsergebnisse und Beobachtungen zeigen aber klar und deutlich das Schicksal einer zu schnell rotierenden Sonne. Nicht die Entstehung einer Planetenfamilie ist das Ergebnis, sondern der Stern bricht wie ein zu schnell rotierendes Schwungrad in zwei ungefähr gleiche Teile auseinander. Doch solche Ereignisse im Weltall vorkommen, zeigen die spektroskopischen Doppel- und mehrfachen Sternsysteme, die die Ueberbleibsel von Sternen darstellen, die durch zu schnelle Rotation zerbrochen sind. Sie haben nicht die geringste Ähnlichkeit mit unserem Sonnensystem. Durch verschiedene Tatsachen in unserem gegenwärtigen Planetensystem kann man aber auch ziemlich genau das Drehungsmoment der ursprünglichen Sonne berechnen. Es ergibt sich die überaltherische Tatsache, daß die Rotation der ursprünglichen Sonne viel zu gering und unzureichend war, um überhaupt zu einem Zerbrechen zu führen. Damit wird die Hypothese hinfällig. Deshalb sind im Laufe der Jahre von mehreren Wissenschaftlern verschiedene beachtenswerte Theorien aufgestellt worden, die eine wahrscheinlichere Erklärung für die Ent-

stehung des Planetensystems geben sollten. Gegenwärtig dürfte die Gezeitentheorie des englischen Astronomen Jeans von den Fachgelehrten am meisten beachtet werden.

Wenn zwei Sterne ohne Zusammenstoß aneinander vorüberziehen, sagt Jeans, muß es die erste Wirkung sein, daß jeder Stern auf dem anderen Gezeiten verursacht. Bei solch einer im allgemeinen seltenen Begegnung kann Materie besonders auf dem kleineren Partner sich zu hohen Bergen aufstürzen, woraus bei besonders enger Annäherung ein langer, zigarrenförmiger, aus dem Körper des kleineren Sterns geogener Gasarm wird. Auf Grund der losen, unbenannten „Schwerkraft-Instabilität“ beginnen sich in diesem Gasarm Gasarm Verdichtungen zu bilden, bis der Streifen in eine Anzahl getrennter Massen auseinanderbricht. Das ist der Geburtsakt der aus der kleineren Sonne hervorgegangenen Planeten, geseugt von dem größeren Stern, der in diesem Falle die Vaterrolle einnimmt. Anfangs werden die losgelassen Körper als neu entstandene Planeten durch die Anziehungskraft beider Sterne sehr komplizierte Bahnen beschreiben. Allmählich jedoch entfernt sich der größere Stern. Sein Einfluß wird immer unbedeutender, bis schließlich nur noch der kleinere Stern seine mütterliche Wirkung auf die Planeten ausübt. Im freien Raumfeld würden die Planetenbahnen jetzt genaue Ellipsen sein. Aber bei der Katastrophe der Begegnung müssen auch allerlei kleine Trümmer herumgeworfen sein. Die heute noch in unserem Sonnensystem herumgeschwirrenden kleinen Körper, wie Kometen, Meteore usw., müssen von diesen Trümmern herrühren. Der Hauptteil dieser „Abfälle“ bestand aber sicherlich aus Gas- und Staubmassen, durch die sich die Weltkörper zuerst ihren Weg bahnen mußten. Es läßt sich nur mathematisch beweisen, daß ein solcher den Bewegungen der Planeten entgegengelegter Widerstand die Form der Bahnen ändern würde, so daß sie zuletzt immer kreisförmiger werden würden, wenn das hindernde Medium lange genug vorhanden wäre. Die von den Planeten herumgewirbelten Staubteilchen würden zuletzt ganz verschwinden. Die letzten Spuren jenes Staubes mögen die winzigen Teilchen sein, die heute das Zodiakallicht bilden. Zweifellos war der Widerstand leistende Staub im Zentrum des Systems in weit größerer Masse vorhanden als an den äußersten Grenzen. Die Bahnen der inneren Planeten sind deshalb ziemlich kreisförmig, während die Bahn des äußersten und fernsten heute in unserem Sonnensystem bekannten Planeten Pluto mehr in die Länge gezogen ist als die irgendeines anderen Planeten.

Die Auffassung, daß der bei der Begegnung mit dem anderen Stern aus der Sonne herausgezogene Gasstreifen ein zigarrenförmiges Aussehen gehabt haben muß, stimmt sehr gut mit den Größverhältnissen der Planeten überein. In der Mitte, wo dieser Gasarm am dichtesten und dichtesten gewesen sein muß, befanden sich Jupiter und Saturn, die Planeten mit den größten Massen. Die Sonne wird nun auf die glühenden und in noch nicht festen Bahnen kreisenden Planeten ebenso eingewirkt haben, wie einst die Vaterrolle auf sie selbst. Lange, zigarrenförmige Streifen von Materie wird sie aus den Weltkörpern herausgezogen haben, woraus sich dann später die Satelliten gebildet haben. Da auch bei den großen Planeten die Satellitenysteme im allgemeinen so konstruiert sind, daß sich die massereichsten Trabanten in der Mitte befinden, liegt der Gedanke nahe, daß sie ebenfalls aus einem zigarrenförmigen, also in der Mitte breiteren Gasstreifen entstanden sind. Die Satelliten scheinen also mit aller Wahrscheinlichkeit dem gleichen Vorgang ihr Entstehen zu verdanken, der früher ihre Eltern, die Planeten, zum Dasein erweckte.

Erich Krug.



Das System Roman von Walter Schirmeier

(13. Fortsetzung.)  
Mit einem Seufzer steckte er die Scheine und Münzen wieder ein. So ein Bißchen — nun hatte er doch wirklich in den vier Stunden fünfundsiebzig Mark auf den Kopf gesteckt — und seine eckhundert Mark Schulden?  
„Ach, das Aergern und Kopfschmerzen führte ja auch zu nichts. Er würde lieber mal in den Betrieb gehen. Vielleicht fand er jemand, den er anschnauchen konnte, dann würde ihm besser werden. Wenn man sich über jemand anders ärgern konnte, ärgerte man sich nicht mehr über sich selbst.“ „Ein probates Rezept“, lobte er sich.  
Auf dem Gang traf er seinen Vater. Lorenz Jahn hielt ihn an. „Kommst du an der Expedition vorbei?“  
„Ich kann ja hingehen, wenn du irgend etwas zu erledigen hast!“  
„Sei doch so gut. Ich war eben unten und habe das hier vergessen.“ Er zog eine Faktura aus der Tasche und gab sie ihm. „Diese Rechnung schicken ins Gebroeders Ehlers aus Rotterdam zurück. Die Addition stimmt nicht, die Fakturistin hat sich um hundert Gulden zu unseren Gunsten verrechnet. Da Holland zehn Prozent Verzinsung erhebt, haben Sperber also zehn Gulden Zoll zahlen müssen. Frau Sperber soll die zehn Gulden zurückschreiben und eine Kreditnota schicken. Du kannst ja ein paar entschuldigende Worte dazu schreiben lassen.“  
„Danach?“ Sein Vater ging in das Privatkontor, während Eberhard seinen Weg fortsetzte. Er trat zuerst in das Büro ein und diktierte der Stenotypistin einen kurzen Entschuldigungsbrief in die Maschine. Mit diesem Brief und der Rechnung in der Hand ging er zur Expedition.  
Frau Sperber hatte durch die Vater gerade Ware beschaffen lassen. Der große Anzeiger stand voll von übereinandergehefteten Kartons, in denen Dedes, Kissen,

Rüchensgarnituren und die vielen anderen Artikel, der Order nach fortsetzt, lagen. Die Expedientin nahm die Stücke aus dem großen Karton und legte sie in einen kleineren, der bis zum vorgeschriebenen Postgewicht gefüllt wurde. Währenddessen verglich sie auf der Order Stückzahl und Preis, und sagte alles laut an. Die angelegten Mengen, Artikel und Preise wurden von zwei Mädchen gleichzeitig in der Kladde und auf der Rechnung mitgeschrieben, und nachdem die Sendung fertig angelegt war, ausgerechnet und die Endsumme verglichen. Stimme sie, so wurde die Rechnung in ein Kuvert gesteckt und abgeschickt; andernfalls mußten alle Reiben der Rechnung und Kladde einzeln abgerufen werden, um den Fehler herauszufinden.

Währenddessen sagte die Expedientin einem anderen Schreibepaar den nächsten Posten an.  
Die große, kräftige Frau sah kaum auf, als der Juniorchef in den Raum kam. Sie war froh, wenn sich die Chefs so selten wie möglich sehen ließen, sie empfand das Zusehen des „jungen Mannes“, wie sie ihn innerlich nannte, stets als eine Art Kontrolle. Und das paßte ihr nicht.  
Eberhard legte die Rechnung auf den Tisch. „Gebroeders Ehlers aus Rotterdam beanstanden diese Faktura!“  
Frau Sperber wurde rot vor Aergern. Schon wieder ein Fehler! Sie hatte solche Irrtümer; in ihrer Expedition sollte alles fehlerfrei sein — genau so fehlerfrei, wie sie von sich selbst immer behauptete, daß sie es wäre. „Ach irre mich nicht“, sagte sie, wenn sie einer ihrer Fakturistinnen einen Fehler nachweisen konnte. „Ach irre mich nicht, und ich verlange von Ihnen, daß Sie sich auch nicht irren.“

Sie sah nach der Handchrift. „Fräulein Wiesener, kommen Sie mal her!“ Die Gerufene stand zögernd auf. Sie hatte einen roten Kopf.  
„Haben Sie die Faktura geschrieben?“  
Das Mädchen warf einen Blick auf die Rechnung. „Ja.“  
„Addieren Sie mal nach!“  
Die Fakturistin nahm die Rechnung und setzte sich hin, Frau Sperber blieb neben ihr stehen und trommelte mit den Fingern auf die Tischplatte. Das tat sie stets, wenn sie erregt war. Nach einem kleinen Weilschen hob das Mädchen den Kopf. „Ach habe mich um hundert Gulden verrechnet. Die Endsumme muß heißen: hfl. 465,30 anstatt: hfl. 565,30.“  
„So. — Fräulein Nischke, sehen Sie mal in der Auslandskladde nach, welche Summe Sie zu stehen haben“, befahl

Frau Sperber der Partnerin von Fräulein Wiesener. Sie schlug eilig das dicke Buch auf. „465 Gulden, 30 Cents“, antwortete sie.

Jetzt brach der Aergern bei der Expedientin durch. „Es ist mir völlig unverständlich, wie immer wieder solche Fehler passieren können. Rufen Sie denn die Endsummen nicht ab?“ Sie sah auf die beiden Mädchen, die keine Antwort gaben. „Das ist nun schon der dritte Fall innerhalb von vier Wochen, daß Rechnungen von der Kundschaft moniert werden. Und immer sind Sie es, Fräulein Wiesener, die den Unfuh gemacht hat. Wenn Sie eben nicht aufpassen können, dann kann ich von Ihnen keine Rechnungen mehr schreiben lassen!“

Das Mädchen, über das sich der Born der Expedientin ergoß, hatte Tränen in den Augen. Sie verteidigte sich nicht. Es hätte ja keinen Zweck gehabt, wenn sie den Grund für ihre Zerfahrenheit und Unachtsamkeit angegeben hätte. Was verstand die eigenmächtige Frau schon davon, wie einem zumute war, wenn man im April heiraten wollte und der Bräutigam vier Wochen vorher stellungslos wurde, so daß man die Hochzeit auf unbestimmte Zeit verschieben mußte.

Rein, das war eine Angelegenheit, die man mit sich allein abmachen mußte. Wenn die Frau Sperber nur aufhören möchte zu schimpfen! Gerade jetzt, während der junge Chef dabeistand. Legten Endes wurde ihr noch am Ultimo ihre Stellung gefündigt.

Aber das Schlimmste war vorbei. Die Expedientin hatte ihrem Aergern Luft gemacht, und damit war die Angelegenheit für sie erledigt. Sie ließ eine Kreditnota aus schreiben und die Differenz durch das Memorial gutbringen, dann wandte sie sich wieder ihrer Hauptbeschäftigung, dem Anlegen, zu.

Nicht so Eberhard. Seine schlechte Laune war verfliegen, etwas anderes interessierte ihn jetzt weit mehr. Er unterbrach die Expedientin: „Einen Augenblick, Frau Sperber. Es würde mich interessieren zu erfahren, wie solche Irrtümer überhaupt passieren können.“

Frau Sperber sah ihn misstrauisch-erstarrt an. Sie hatte eine Antipathie gegen den Juniorchef, die sie nur schlecht verbergen konnte. „Weshalb fragt er noch?“ dachte sie. „Die Angelegenheit ist doch jetzt erledigt. Die Wiesener hat ihren Anzeiger weg und wird das nächste Mal besser aufpassen. Warum denn nun noch lange Untersuchungen darüber anstellen, wie so etwas vorkommen kann?“

(Fortsetzung folgt.)